

ZEITZEUGEN

MITTEILUNGSBLATT DER ZEITZEUGENBÖRSE HAMBURG

„Aller Anfang war schwer“

Entbehrungen in der Nachkriegszeit

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

schon länger beschäftigt uns die entbehrungsreiche Zeit unmittelbar nach Kriegsende. Sie ist fest ins Gedächtnis derjenigen eingegraben, die sie erleben mussten. Als Folge des Zweiten Weltkrieges schlug der Schrecken auf das in vier Besatzungszonen aufgeteilte Deutschland zurück. Die Nationalsozialisten hatten große Teile Europas verwüstet. Nun lag das Land selbst in Trümmern, Menschen waren auf der Flucht und hungerten. Eine Gelegenheit, sich in dieser Ausgabe an diese Zeiten und den damit einhergehenden Erfindungsreichtum zu erinnern.

Die Redaktion



Das erste Stück Buttercremetorte

(1945)

Berlin, Sommer 1945.

Für meine Mutter, eine waschechte Berlinerin, gehörte auch in den schwierigsten Zeiten zum Sonntagnachmittag der Familienspaziergang und anschließend Einkehr in einem Café zu Kaffee und Kuchen. Aber was tun, wenn echter Bohnenkaffee so kostbar wie ein Goldbarren und Muckefuck mühselig hausgemacht war.

„Hier können Familien Kaffee kochen“, lockten deshalb die Gastwirte in den ersten Monaten nach dem Krieg in den wieder viel besuchten Ausflugslokalen am Schlachtensee. Das hieß nichts anderes, als dass man das mitgebrachte Kaffeepulver dort aufbrühen konnte. Die Kanne, Tassen und Teller und selbstgebackenen Kuchen lieferte der Wirt.

In der Innenstadt öffneten derweil wieder die eleganten Cafés mit ihren wunderbaren Tortenangeboten, die in den Schaufenstern zur Schau gestellt wurden. Für uns Kinder der Inbegriff eines bis dahin unbekanntenen neuen Reichtums. Besonders die dick überzogenen Buttercremetorten hatten es meinem kleinen Bruder und mir angetan. Also löcherten wir meine Mutter, bis sie eines Sonntags im August mit uns zum S-Bahnhof Friedrichstraße fuhr. Genau gegenüber sahen wir schon von weitem im Schaufenster das Objekt unserer geheimsten Wünsche: eine große Torte, dick überzogen mit weißer und hellgrüner Creme, verziert mit Rosen aus rötlichem Zuckerguss! Herrlich!! „Aber nur ein Stück für jeden!“, gab meine

Mutter nach und spendierte jedem ein Stück dieser herrlichen Torte. Sie musste verzichten. So weit reichte ihr Budget nicht. Doch ach, irgendwie schmeckte das längst nicht so köstlich wie es aussah – eher irgendwie scheußlich künstlich.

Am nächsten Tag waren mein Bruder und ich sterbenskrank, die Toilette ständig besetzt, wir wussten gar nicht, wie schnell wir uns drehen sollten, bis alles wieder raus war.

Der Hausarzt stellte eine Vergiftung fest, und ein paar Tage später hatten wir es schwarz auf weiß. Viele Vergiftungen in Berlin, die Creme war in schlecht gereinigten, mit Grünspan überzogenen Kesseln angerührt worden. Es soll sogar Todesfälle gegeben haben.

Und die Moral von der Geschichte? Selbst heute noch wird mir schlecht beim Anblick von Buttercremetorte. Sofort habe ich wieder den künstlich grünen, süßlichen Geschmack auf der Zunge.

Ingeborg Schreib-Wywiorski



Von „Hamstern“ und Kaninchen

(1945)

Meine Familie (Eltern und drei Geschwister im Alter von 3 bis 13 Jahren, ich war damals 6 Jahre alt) hatte den Krieg überstanden. Unsere Wohnung in Ottensen war uns erhalten geblieben, wengleich die Fenster nur notdürftig repariert waren. Neben der Kälte war der Hunger das, was uns beschäftigte.

Die zu kaufenden Lebensmittel waren durch die Lebensmittelkarten kontingiert und reichten nicht aus, um den Hunger zu stillen. Daher ging unsere Mutter „hamster“, um Kartoffeln, Obst und Gemüse zu bekommen. Nach Zugfahrten und längeren Fußmärschen bot sie den Bauern im Alten Land, in den Landkreisen Harburg, Lüneburg und Celle Zigaretten, die damalige Ersatzwährung, als Tauschware an.

Unsere Eltern rauchten nicht. Auf die ihnen zustehende Raucherkarte hatten sie anfangs verzichtet, ehe sie erkannten, welche Möglichkeit sich ihnen dadurch bot. Vater war als Schlosser in handwerklichen Dingen sehr geschickt und fertigte als Umtauschware Kuchen- und Ausstechformen, die er aus Weißblech erstellte. Dafür mussten wir drei Jungs die von britischen Truppen besetzte Kaserne in Osdorf aufsuchen, wo sich Weißblechdosen auf dem Müll türmten.

Von manchen Hamsterfahrten kam Mutter erfolglos zurück, obwohl sie etliches umgetauscht hatte. „Hamstern“ war verboten. So konnte es jederzeit zu Beschlagnah-

mungen durch britisches Militär oder deutsche Polizei kommen, die sich an strategisch wichtigen Punkten (z. B. an Bahnhöfen oder den Elbbrücken) postiert hatten. Dann mussten die Rucksäcke, Koffer oder Beutel auf einem Haufen entleert werden, so dass sich die Schätze dort türmten. Sie waren dann unerreichbar fern für die hamsternden Städter. Trotzdem gelang es Mutter häufig, das „Gehamsterte“ nach Hause zu bringen. Dann war die Freude in der Familie riesengroß. Brachte sie Kartoffeln nach Hause, gab es sofort Bratkartoffeln mit Senfsoße. Es schmeckte uns, als wäre es das herrlichste Essen der Welt.

Rückschauend waren nicht die hungrigen Städter, sondern die Landwirte die eigentlichen „Hamsterer“, die die Notlage ausnutzten. Mehrfach wurde erzählt, in einigen Bauernhäusern würden die gehamsterten Teppiche dreifach übereinander liegen.

Auf dem „Schwarzen Markt“ sind unsere Eltern nie gewesen. Das war ihnen wohl zu riskant, und Schmuck, außer ihren Trauringen, besaßen sie nicht.

Eine zusätzliche Nahrungsquelle war die Kaninchenhaltung auf dem Hausboden. Aber dafür mussten wir Futter (wie z.B. Löwenzahn oder Klee) auf den Grünflächen der Umgebung pflücken. Wir hatten durchweg zwei Kaninchen, die auch jeweils einen Namen hatten und zu denen wir Kinder aufgrund

des Fütterns und des Stallsäuberns ein persönliches Verhältnis entwickeln, so dass sich, wenn eines geschlachtet wurde, zwei der sechs Familienmitglieder weigerten, von

ihrem Fleisch zu essen.

Es dauerte noch lange bis sich die Lebensmittelversorgung normalisierte.

Hans-Günter Schmidt

Körnerfutter

(1945/46)

Mit Hühnern ist es wie mit Menschen: Die Ernährung sollte abwechslungsreich sein. Der Mensch braucht Kohlenhydrate, Eiweiß, Fett, Vitamine, Mineralien, Ballaststoffe, Wasser. Und das Huhn? Es sollte vor allem viele Körner picken, Korn enthält Eiweiß.

Denkbar ungeeignet hingegen ist Fischmehl. Welches Huhn frisst denn Fisch? Aber damals, 1946, gab es nichts anderes zu kaufen in der Stadt! Doch das „Imperium“ – sprich: das Huhn – schlug zurück, nachdem es geschlachtet war: Das Hühnerfleisch schmeckte nach Fisch.

Die Sache mit dem Körnerfutter aber liegt noch weiter zurück. Am 8. Mai 1945 war der Krieg zu Ende, doch es dauerte noch drei Monate, ehe wir evakuierten Schüler samt unserem Lehrer die Heimreise aus der Kinder-Landverschickung antreten konnten. Der Bus, der uns aus Niederbayern abholte, um uns von Windberg nach Harburg zu bringen, brauchte fünf Tage für die Strecke! Es war ein altes, mit Holzgas betriebenes Vehikel. Am zweiten Tag unserer Heimreise, am 8. August, versagten in Hünfeld nahe Fulda auch noch die Bremse und der Motor. Aus die Maus! Der Bus kam in die Werkstatt. Wir aber – 12 vierzehnjährige Knaben und ein Lehrer – blieben zu-

rück.

Es ging auf den Abend zu. Wir warteten irgendwo. Mit Mühe, nach langem Suchen und vielen Fragen, schaffte es unser Lehrer, eine Unterkunft zu ergattern. Es war ein Getreideschober. Und was ist mit Abendbrot? „*Noch ein solch freches Wort, und du kommst ohne Abendbrot ins Bett!*“ Ich war aber gar nicht frech, keiner von uns. Abendbrot gab es trotzdem nicht. Und so machten wir uns schließlich oben auf dem Getreidehaufen ein Lager zurecht, so gut es ging. Die Ähren untersuchten wir und pulten Körner heraus. Körnerfutter! Mehr konnten wir dem Magen nicht anbieten.

So fühlt sich das also an, wenn du Hunger hast, Junge. Es ist ein Vorgeschmack auf das, was dich erwartet. Du wirst morgen zerbombte Städte sehen auf der Weiterfahrt und frisch aufgeworfene Gräber am Wegesrand, du wirst zwei Wochen später den Schutthaufen betrachten, den eine Bombe aus dem Haus gemacht hat, in dem ihr einst eure Wohnung hattet und du dein Kinderzimmer mit all den Spielsachen, und du wirst erfahren, dass eine deiner beiden Großmütter noch im März 1945 bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen ist, gemeinsam mit einer ihrer Töchter, deiner Tante.

Du wirst das alles klaglos hinnehmen. Du ahnst nicht, von welcher unvorstellbaren, grauenhaften Taten du noch erfahren wirst: vom Ermorden



Der Eimer Rübenkraut

1946 ging mein Opa Anton von Düsseldorf-Bilk nach Elfgen, Nähe Grevenbroich, zu seiner Tochter Mechtild um zu hamstern. In Düsseldorf gab es so gut wie keine essbaren Dinge, welche jedoch auf dem Lande noch zu ergattern waren.

Tochter Mechtild hatte außer Rübenkraut, welches in der Runkelrübenfabrik-Elfgen hergestellt wurde, nichts für ihren Vater – aber es war ein ganzer Eimer voll leckerem Sirup (Rübenkraut).

Opa Anton machte sich auf den Heimweg, und da in Düsseldorf am Rhein alle Rheinbrücken gesprengt waren, musste er wie alle mit einem „Bööt´chen“(Schiff) über den Rhein zurück nach Düsseldorf-Bilk. Im Boot befanden sich jedoch auch englische Soldaten, welche jeden kontrollierten – auch Opas Eimer. Als sie sahen, dass er voll mit Rübenkraut war, wurde er beschlagnahmt – der Eimer!

Opa drehte komplett durch, entriss dem Soldaten den Eimer und stülpte

Millionen unschuldiger Menschen durch die Nazibande in den Konzentrationslagern, in Folterkellern, Zuchthäusern, Gefängnissen.

Du wirst diese Bürde zeitlebens mit dir herumtragen. Du zählst zur Kriegsgeneration. Manche sagen, auf der seelischen Ebene gibt man das Erlebte unbewusst weiter an die nächste Generation, im Einzelfall sogar an die übernächste.

Claus Günther

(1946)

ihm selbigen über den Kopf! Opa wurde in Handschellen gelegt und kam ins Gefängnis Düsseldorf am Kavallerieplatz. Meine Oma Sabine erfuhr von diesem Vorfall und ging zum Gefängnis. Sie hatte vorsorglich eine Bescheinigung von Ärzten dabei, welche meinem Opa, bedingt durch einen Unfall, eine Schädelverletzung bescheinigte und im Zustand der Erregung nicht Herr seiner Handlung zu sein. (Landläufig auch Idiotenschein genannt).

Die englische Polizei hatte ein Einsehen, und Opa durfte das Gefängnis verlassen – immerhin eine Woche bei Wasser und Brot!

Der betroffene, mit Rübenkraut übergossene Soldat war mit dem Schrecken davongekommen. Ob er wohl später noch Rübenkraut genossen hat?

Wir, die Familie, haben jedoch noch oft über diesen Vorgang gesprochen und immer herzlich darüber gelacht.

Manfred Hüllen

Not macht erfinderisch

(1945/46/46)

Seit 1939 gab es bereits alles auf Marken, seien es Tabakwaren, Fett, Milch (nur Magermilch), Brot und vieles mehr. Ich erinnere mich, dass ich in dem Tabak- und Konfitürengeschäft meiner Mutter mitgeholfen habe, je drei Zigaretten in Silberpapier einzuwickeln, die dann gegen Tabakmarken an die Kunden verkauft wurden.

Nach dem Krieg hat meine Mutter Roggen in einer Pfanne gebräunt, um davon „Kaffee“ zu kochen.

Es gab auch nichts mehr zu heizen. Die Wälder, in diesem Fall das Waldgebiet Haake, sahen sehr aufgeräumt aus. Dort lag nicht das kleinste Zweiglein mehr auf dem Waldboden.

Mein Vater arbeitete als Ladeschaffner am Güterbahnhof Wilhelmsburg. Er wusste, wann ein Zug mit Briketts dort rangiert wurde und wo der Zug auf welchem Gleis halten musste.

Meine Mutter und ich nahmen während der Nacht einige Taschen und krochen durch den Zaun, in den mein Vater ein Loch geschnitten hatte. Mein Vater kletterte auf einen der Waggons und warf Briketts herunter, die meine Mutter und ich auf sammelten und in unseren Taschen schnell verstaute. Das geschah unter größter Aufmerksamkeit und Vorsicht, denn die Bahnpolizisten patrouillierten entlang des Zuges, um eventuelle Kohlenklauer zu stellen. Danach krochen wir drei wieder durch den Zaun und liefen so schnell als möglich mit unserem Brikettschatz nach Hause. 1946/47 war ein sehr kalter Winter, in der Kirchdorfer Siedlung auf Wil-

helmsburg sind einige Menschen erfroren.

Ich war am Ende des Krieges 15 Jahre alt und natürlich im Wachstum. Meine Kleidung wurde zu kurz und zu eng. Meine Mutter zerschnitt einige ihrer Kleidungsstücke und versuchte damit, meine Kleidung zu verlängern. Es wurden zusammengestückelte, aber tragbare, Röcke oder Kleider. Not macht erfinderisch!

1946 kam ich zur Handelsschule nach Harburg. Mein Vater hätte es lieber gesehen, wenn ich in einer Nahrungsmittelfabrik arbeiten würde, um Mehl oder Zucker „abzustauben“. Ich war damals sehr enttäuscht, dass ich eine Fabrikarbeiterin werden sollte, obwohl ich ihn verstehen konnte. Meine Mutter hatte sich aber durchgesetzt und ich durfte die Staatliche Handelsschule in Harburg besuchen.

Mein damaliges Schulbrot bestand manchmal aus einer Scheibe Steckrüben! Ich musste mit dem Zug, der vom Hauptbahnhof kam, von Wilhelmsburg nach Harburg fahren. Der Zug war überfüllt. Fahrgäste saßen teilweise zwischen den Waggons auf den Puffern, andere standen draußen auf dem Trittbrett und hielten sich an der Einstiegsstange fest. So auch ich. Einmal hatte ich Glück und konnte mich in ein Abteil hineinzwängen. Ich hatte wohl noch nichts gegessen und sackte zusammen. Einer der Fahrgäste steckte mir ein Stück Zucker in den Mund (woher er das wohl hatte?). Dadurch kam ich wieder zu mir. Mager war ich, wie viele andere auch.

Meine Schwester war noch ein

Kleinstkind, sie ist 1944 geboren. Sie brauchte Milch. Die Milch im Milchgeschäft sah bläulich aus, der Rahm war abgeschöpft worden. Meine Mutter schickte mich mit einer Milchkanne zu einem benachbarten Bauern. In dessen Stall standen Kühe, die natürlich gemolken werden mussten. Der Bauer füllte unsere Milchkanne mit guter Milch und wir waren dankbar. Dies war ein Schatz!

Da unser bäuerliches Haus mit dem Laden durch Bomben zerstört war, wollten meine Eltern aus den noch brauchbaren Mauersteinen ein Behelfsheim bauen, etwa 100 Meter weiter die Straße entlang zu unserem Garten. Während mein Vater seiner Arbeit auf dem Güterbahnhof nachging, saß meine Mutter auf dem Trümmerhaufen und putzte von jedem Mauerstein den überflüssigen Zement ab, lud die fertigen Steine in einen Handwagen und zog diesen zum Gartengrundstück, und das mehrmals, tagelang. Währenddessen fuhr ich meine winzige Schwester in einem Einheitskinderwagen, der uns zugewiesen wurde, spazieren und versorgte unser Baby, so gut ich konnte.

Für den Bau brauchten meine Eltern aber Materialien wie Zement, Rohrleitungen etc., die es jedoch nicht gab. Sie brauchten etwas zum Tauschen. Dafür hielt mein Vater heimlich ein Schwein in seinem Stall auf dem Gartengrundstück. Dies war strengstens verboten. Niemand durfte davon erfahren. (Warum nur??) Gefüttert wurde das Schwein mit den Kartoffeln und Rüben aus unserem Garten. Von der Wurst und dem Speck des später geschlachteten

Schweins konnten meine Eltern die notwendigen Baumaterialien eintauschen. Dies natürlich auch unter größter Verschwiegenheit. Einige Leute wurden mit dem Fleisch bestochen. Außerdem hatten wir auch mal wieder etwas für unsere Ernährung.

Wir hatten den Krieg verloren und brauchten uns nicht mehr vor Bombenangriffen zu fürchten. Die Tommies – wie wir unsere Feinde nannten – wurden unsere Freunde. Aber – warum ging es uns dann so schlecht?! Warum mussten wir auf die lebenswichtigsten Mittel verzichten?! Warum gab es noch nichts – auch nicht das Notwendigste – zu kaufen?!

Es sollte noch einige Jahre dauern, bis sich alles wieder normalisierte.

Lisa Schomburg



Quelle: Deutsche Fotothek

Postillon zwischen den Zonen

(1945)

Ich hatte das Glück, schon im Herbst 1945 aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen worden zu sein. Meine beruflichen Perspektiven waren durch die Umstände des Kriegs gleich null. Das Einzige, was ich vorweisen konnte, die Fliegerei, war in dieser Zeit aus deutscher Sicht nicht gefragt.

Nun mussten doch die ganzen Lebensumstände finanziert werden. Meine Mutter mit ihrer kleinen Witwenrente hatte Vollmacht für mein Sparbuch, auf das sich knapp 2.000 Reichsmark angesammelt hatten. Meine Bratsche, auf der ich mich in jungen Jahren vergeblich abgemüht hatte, Paganini und Menuhin Konkurrenz zu machen, „versilberte“ ich für 5.000 Reichsmark an einen seriösen Instrumentenhändler am Gänsemarkt. Im Übrigen war in einer Nebenstraße von der Reeperbahn, in der Talstraße, die „Hochburg“ für die kleinen Schwarzmarktgeschäfte.

Als die finanziellen Quellen erschöpft waren und berufliche Perspektiven immer noch nicht in Sicht waren (die Ingenieurschule war noch bis Anfang der 50er Jahre ein Trümmerhaufen), musste ich mich nach anderen Gelegenheiten umsehen, um uns „über Wasser zu halten“.

Vor dem Hintergrund meiner guten Ortskenntnisse im Raum Bad Harzburg – Ellrich – Wernigerode und der Tatsache, dass zwischen der Sowjetzone (SBZ) und der britischen Besatzungszone der gesamte Postverkehr zum Erliegen gekommen war, entdeckte ich eine Marktlücke.

Ich gab eine Annonce auf und dien-

te mich an, als „Geschäftsreisender“ familiäre Kontakte zu den Familien in der SBZ herzustellen. Was passierte am Tage nach der Veröffentlichung dieser Annonce? Die Menschen standen Schlange von der Wohnungstür bis auf den Bürgersteig

Ich hatte offenbar keine „Marktlücke“, sondern ein „Marktscheunentor“ entdeckt. So fuhr ich dann verschiedene Male nach Berlin, passierte im Harz – alles nur nachts – schließlich war ich ja mal als Nachtjäger ausgebildet worden – die Grenze im Raume Ellrich, warf meinen Rucksack über die Oker, wo sie noch als Bach dahinplätscherte, sprang hinterher, ging zu Fuß nach Wernigerode runter, fuhr morgens nach Berlin, klapperte mit mehr oder weniger Erfolg die mir mitgegebenen Adressen ab, übernachtete in einer vorgefundenen dunklen Wartesaalecke und trat dann später im Schutze der Dunkelheit den entsprechenden Rückweg an. Auf diese Weise kassierte ich zwischen 3-5.000 Reichsmark pro Einsatz als „Erfolgshonorar“.

Bei meiner vierten „Exkursion“ bin ich in leichtsinniger Weise bei der Überquerung der Oker einem russischen Soldaten, der als Wachablösung unterwegs war, fast auf die Füße gesprungen. Sein „Stoj“ und das Durchladen seiner „Kalaschnikow“ ist mir heute noch gegenwärtig. Ich wurde von ihm in das nahegelegene Wachhäuschen, auf dem Dach ein rotleuchtender Stern, hingeführt und war Gottseidank dort kein Einzelgän-

ger.

Die Russen wussten wahrscheinlich nicht wohin mit den vielen Grenzgängern (ganze Familienverbände waren dem Wachpersonal schon in die Hände gefallen). Ich bekam schnell heraus, dass die Russen die Leute nach einem kurzen, harschen Verhör wieder dahin zurückschickten, von wo sie kamen und nicht etwa dahin, wo sie hinwollten.

Da ich ja nach Berlin wollte, sagte ich, ich wollte nach Hamburg, worauf ich prompt nach Berlin „zurückgeschickt“ wurde. Das hatte den Vorteil, dass ich diesmal in vol-

ler Lebensgröße auf der Straße nach Wernigerode hinunter gehen konnte, da ich nunmehr legal unterwegs war.

Auf diese Weise relativ viel Geld zu verdienen, konnte natürlich nicht von Dauer sein. Ich nahm daher später die Gelegenheit wahr, mich an der Volkszählung für die britische Besatzungszone zu beteiligen. Damit hatte ich den Fuß in der Tür zu einem sogenannten bürgerlichen Leben, das dann in relativ normalen Bahnen verlief, zumindest gemessen an dem, was mir die Lebensumstände bis dahin geboten hatten.

Wilhelm Simonsohn

Äpfelklau

(1946)

Juli 1946. Im ersten Sommer nach dem Zweiten Weltkrieg war in den meisten Familien der Hunger täglich zu Gast. Auch wir Kinder – mein Vetter Horst war 6, ich 7 Jahre alt – überlegten und hielten Ausschau, wo und wie wir etwas Essbares ergattern konnten. Wie junge Hunde durchstreiften wir die Gegend – nicht ahnend, dass wir es heute noch mit einem ausgewachsenen Rottweiler zu tun bekommen sollten.

Aber zunächst erregten leckere Äpfel unsere Aufmerksamkeit. Sie hingen an den Bäumen auf einer umzäunten Obstwiese und warteten offenbar nur darauf, von uns gepflückt zu werden! Der Zaun war schnell überwunden, und ebenso schnell war ich auf einen der Bäume geklettert und begann, meinem Vetter die reifen Äpfel zuzuwerfen.

Plötzlich rief eine laute Männerstimme: „Was macht ihr da?“ Es war

der Bauer, dem das Land gehörte. Er eilte auf uns zu und hatte an einer langen Leine seinen Hund dabei. Vor Hunden hatte ich Angst, besonders vor großen Hunden, und dieser war riesig: ein Rottweiler!

Was tun? Runterspringen und weglaufen? Dazu reichte die Zeit nicht mehr – nur mein Vetter Horst war flink zurück über den Zaun und sah sich aus sicherer Entfernung an, was da kommen würde. Der Bauer kam näher und rief mir zu: „Komm da jetzt runter!“, doch meine Angst und mein Verstand sagten mir, es sei besser, oben zu bleiben.

Da band der Bauer den Hund am Baum fest und ging zurück in Richtung Bauernhof. „Dann rufe ich jetzt die Polizei!“, hörte ich ihn sagen. Der Hund umrundete den Baum und ich sah, dass dabei die Hundeleine etwas kürzer wurde. „Komm schnell!“, rief ich Horst zu. „Lauf immer im Kreis

um den Baum, dann wird die Leine noch kürzer!“ Das tat er – und zwar so lange, bis der Hund dicht am Baum stand.

An einem starken Ast hangelte ich mich so weit vom Baumstamm weg, dass der Hund mich beim Runterspringen nicht mehr erreichte. Es klappte! Gleich noch ein paar Äpfel in die Taschen, und dann liefen wir

zwei weg so schnell wir konnten. Wir hörten noch das laute Schimpfen des Bauern, aber wir waren in Sicherheit, er konnte uns nichts mehr anhaben.

Zu Hause angekommen, wurden wir von unseren Müttern für die mitgebrachten Äpfel sehr gelobt. Vom Bauern und seinem Hund erzählten wir kein Wort.

Manfred Hüllen

Abschied von meinen Helden

(1945)

Berlin, Sommer 1945. Allmählich kehrte der Alltag zurück.

Angesichts der vielen persönlichen Erfahrungen mit unseren Besatzern, blieb in der ersten Zeit nach dem Zusammenbruch unsere Berührung mit ihnen distanziert. Sie fuhren anfangs immer zu viert in offenen Jeeps durch die Straßen: ein Amerikaner, ein Russe, ein Franzose und ein Engländer, und jegliche Fraternisation wurde kritisch im Keim erstickt.

Von meiner Mutter lernte ich, dass ein anständiges Mädchen sich auf keine wie auch immer gearteten Berührungen mit den Fremden einzulassen hatte. In diese Verlegenheit konnte ich auch nicht kommen, denn der jahrelange Drill und das Bewusstsein, zu einem auserwählten Volk zu gehören, steckten immer noch in mir, der Zehnjährigen, drin. Noch immer waren meine Helden groß und blond wie mein Idol Siegfried, aus der Nibelungensage. Zwar waren wir besiegt, aber das war Siegfried letztendlich auch. Ein Held blieb er trotzdem. Nur die Verehrung für den großen Führer, der Glaube an seine Allwissenheit und Allmacht, die waren angesichts des Chaos und Elends in den

Trümmerwüsten auf eine harte Probe gestellt.

Als ich dann die heimkehrenden „Helden“ so zerrissen, kaputt und kümmerlich mit meiner Mutter an den Bahnsteigen in Empfang nehmen musste, weil sie dort hoffte, etwas von ihrem Mann und ihrem Bruder in Erfahrung zu bringen, da begannen doch Zweifel in mir aufzusteigen.

Mein Stolz, ein deutsches „Mädel“ zu sein, fiel restlos in sich zusammen, als ich in der Oberschule, die ich seit dem Herbst 1945 besuchte, von meinen aus der Emigration zurückgekehrten Lehrern lernte, was Nationalsozialisten, auf die wir doch so stolz waren, anderen Völkern angetan hatten. Wir Mädchen erfuhren zum ersten Mal, dass ein Konzentrationslager kein Umerziehungslager für Andersgläubige war, die sich nicht unserem Führer unterordnen wollten, so wie ich das in der Schule gelernt hatte, sondern dass es dort um grausamste Vernichtung Andersgläubiger und Andersartiger ging.

Ich lernte, dass jeder mitschuldig sei an dieser Vernichtung vor allem der Juden, aber auch der Russen auf den Eroberungsfeldzügen. Ich lernte

von unmenschlichen Foltern, die Deutsche anderen angetan hatten.

Ich lernte, dass nie wieder ein Deutscher das Recht habe, sich an einem Krieg aktiv zu beteiligen. Sondern die einzige Möglichkeit für uns darin bestand, uns überrollen zu lassen und dann aus dem Untergrund heraus zu wirken.

Ich lernte, dass es die schlimmste Schmach sei, nach einer Verhaftung seine Kameraden zu verraten. Helden waren diejenigen, die durchhalten konnten.

Gleichzeitig predigte mir meine Mutter, dass ich mich bloß nie einer politischen Partei anschließen sollte. Ich solle mir bloß meinen Vater anschauen, der in den zwanziger Jahren NSDAP-Mitglied geworden war, weil er die ständigen Kämpfe und Auseinandersetzungen zwischen Sozialisten und Kommunisten in Berlin leid war. Nun aber, 1947, zurück aus der französischen Gefangenschaft,

hatte er, der für Ullstein in den 30er Jahren als Illustrator gearbeitet hatte, Berufsverbot und musste stattdessen Steine klopfen für 5 Mark am Tag.

Ich musste ihm das Essen im Henkeltopf bringen, und wenn ich ihn da so ausgemergelt sitzen sah, schwand wieder eine Vorstellung vom deutschen Mann, meinem Helden und Sieger. „Warum hast du da mitgemacht?“, fragte ich ihn. „Weil ich jung und dumm war“, antwortete er, „einmal im Leben muss ein Mensch einen solchen Irrtum begehen dürfen.“ „Durfte man das?“, fragte ich ihn. „Tja, mit dem Wissen von heute würde ich nicht wieder darauf hereinfallen“.

Wie gerne hätte ich einen Vater gehabt, der als Widerstandskämpfer gekämpft hatte, wie es meine Lehrer predigten. Aber das sagte ich ihm nicht.

Ingeborg Schreib-Wywiorski

Mantel aus Wolledecken

(1945)

Meine Mutter hatte mit uns vier Kindern den letzten Bahntransport von Neumühl, einem kleinen Dorf bei Rastenburg/Ostpreußen, erwischt.

Nach unserer Ausbombung in Stettin wohnten wir dort bei Verwandten. Wir landeten nach einer zweitägigen abenteuerlichen Fahrt mit Tieffliegerbeschuss und Nachtstrolager in Eisleben, wo wir ein großes Zimmer in einer Villa zugewiesen bekamen. Es dauerte nicht sehr lange, bis die amerikanischen Truppen kamen und wir auf der Stelle unsere Behausung räumen mussten. Wir suchten in der Nachbarschaft in nicht besetzten Häu-

sern Unterschlupf. Meine Mutter blieb mit den beiden Kleinen zusammen, mein Bruder und ich getrennt anderswo.

Als vertragsgemäß die Amerikaner Eisleben an die Russen abgeben mussten, konnten wir zurück und erlebten eine Überraschung. Wir, die wir Hunger und kaum etwas zum Anziehen hatten, fanden Fleisch, Brot und Gemüsekonserven, die nur halb geleert waren. Auch eine große khakifarbene Wolledecke, aus der mir ein Mantel genäht wurde, war dabei. Das war für uns wie ein Feiertag.

Irmgard Hölemann

So gut wie nichts, oder?

(1944-47)

Nach dem Krieg hatten wir nichts. Gar nichts? Na ja, sagen wir: so gut wie nichts. Am 25. Oktober 1944 war nicht nur unsere Wohnung durch Bomben zerstört worden, sondern das ganze Haus war zusammengekracht. Übrig blieb ein Schutthaufen, darunter lag der Keller. Nichts mehr zu retten, nichts mehr zu machen?

Doch. Aus dem völlig zerstörten Keller wurde ein angekorkelter Koffer ausgegraben, der meinem Vater gehörte, und darin fand sich, unversehrt (!), ein Anzugstoff von guter Qualität. Mein Vater hatte ihn als ziviler Verwaltungs-Angestellter während der deutschen Besetzung Polens in Krakau erworben. (Möglicherweise ein Tausch-Geschäft: Vater hat Pässe ausgestellt und jüdischen Einwohnern die Ausreise aus dem so genannten Generalgouvernement ermöglicht. Aber das ist eine andere Geschichte.)

Viel, viel wichtiger war ja, dass der Knabe Claus, also ich, zur Konfirmation unbedingt eine lange Hose tragen wollte. Wer eine lange Hose trug, hatte die Chance, mit „Sie“ angesprochen zu werden. Diesen Anzugstoff schickte mir der Himmel! Irgendjemand hat uns dann einen alten Schneider empfohlen, von dem es hieß, er sei taubstumm. Der kam, breitete den Stoff aus, nahm bei mir Maß, schüttelte den Kopf und sagte mehrfach „Knipp!“ Er wollte kein Geld, nur Essen, und schaufelte Unmengen an Kartoffeln in sich hinein. Woher hatten wir plötzlich reichlich Kartoffeln?

Gespannt warteten wir auf die An-



probe. „Knipp!“, sagte der Schneider. Es wurde ein Desaster. Das Jackett kniff unterm Arm, die Hosenbeine und die Jackenärmel waren mindestens 6 Zentimeter zu kurz. Aber der Anzug hatte eine – freilich schrecklich enge – Weste. Ohne Weste kein Anzug! Das war für ihn als Schneider mit Tradition obligatorisch.

Aus der Traum von der langen Hose. Was nun? „Dann wirst du eben in kurzer Hose konfirmiert“, entschied meine Mutter. „Kommt nicht in Frage. Dann gehe ich nicht zur Konfirmation!“, hielt ich dagegen.

Irgendwo fand sich eine Tennishose, die mein Onkel in jungen Jahren getragen hatte. Passt die? Ja. Aber in einer weißen Hose kannst du nicht konfirmiert werden! Also wurde sie schwarz gefärbt und – o Wunder – war hinterher kein bisschen eingelaufen. Und so wurde ich denn, laut Urkunde, am 14. April 1946 mit 15 Jahren konfirmiert. Ein bisschen gefeiert wurde auch, zu Hause bei Oma. Als Festmahl gab es sogar ein Stück Fleisch für jeden, und ich bekam reichlich Geld geschenkt: 500 Reichsmark!

Nur kaufen konnte man dafür so gut wie nichts. Stattdessen wurde getauscht ohne Ende, der Schwarze

Markt blühte. Und plötzlich bekam ich eine zweite lange, beigefarbene Hose. Die saß wie angegossen. Zum ersten Mal trug ich sie an einem sonnigen Sonntagmorgen, als man mich zum Milchmann schickte, um frische Sahne zu holen. Stolz reihte ich mich in die Warteschlange ein, da sprach mich ein Mann an. Ob ich denn nicht wisse, dass das eine Militärhose aus Beständen der Besatzungsmacht sei? „Wer mit so was erwischt wird, wandert ins Gefängnis, mein Junge, glaub mir das.“ Das leuchtete mir ein und machte mir Angst, doch meine Mutter wusste Rat. „Die färbe ich dir schwarz, dann erkennt sie keiner mehr.“ Damit sollte sie Recht behalten, doch leider erkannte man auch die Größe der Hose nicht wieder. Im Gegensatz zur Tennishose war diese so stark eingelaufen, dass sie mir erheblich zu klein war.

Meine kurze Hose hatte also noch nicht ausgedient, doch zum Glück war jetzt Sommer. Im nächsten Winter hingegen würde ich vermutlich barfuß laufen müssen, sollte nicht noch ein Wunder geschehen. Ich hatte ein einziges Paar Stiefel, und das war zerschlissen. Untragbar!

Das Wunder geschah. Auf dem Gelände von ‚Planten un Blumen‘ fand die vermutlich erste Nachkriegsmesse statt. Unsere Klasse fuhr hin. Einer der Aussteller war die schwedische Firma Tretorn. Die präsentierte eine halbautomatische Fertigungsmaschine und zugleich die Preisfrage: „Wie viele Umdrehungen macht diese Maschine während der gesamten Ausstellungszeit?“ Wir riefen unseren besten Mathematiker heran: „Hier, rechne mal aus!“ Das Ergebnis

schrieben wir alle ab und warfen die vorgedruckte Karte, mit unserem Absender und unserer Schuhgröße versehen, in einen bereitgestellten Kasten.

Wochen vergingen. Eines Tages brachte der Postbote ein Paket für mich. Es enthielt ein Paar nagelneue Gummistiefel! Der Winter war getretet. Es wurde der kälteste, den ich je erlebt habe. Aber ich hatte festes Schuhzeug.

Ganz schlimm: unsere Ernährungssituation. Wir aßen häufig ekelhaft süße, erfrorene Kartoffeln, oder Mutter kochte große Mengen wässrige Suppe, „mit ein bisschen was drin“, um dem Magen wenigstens die Illusion zu geben, er sei gesättigt. Wenn es ein Huhn gab – jeder, der auch nur ein winziges Gärtchen besaß, hielt sich damals Hühner – so war das ein Festtag. Doch das Huhn, mit Fischmehl gefüttert, schmeckte nach Fisch. Nicht mal Hühnerfutter gab es zu kaufen! Ich bin des Nachts aufgestanden, weil mir der Magen knurrte, und habe meiner Mutter aus der Speisekammer Maisbrot gestohlen. Mit braunem Zucker bestreut – weißen gab es auch nicht – schmeckte es gar nicht mal schlecht. Kuchen, mit selbstgemachtem Kartoffelmehl gebacken, wurde mit „Aroma“ verfeinert. Mutter besaß ein ganzes Arsenal davon. Als besonders ergiebig, oben drein verführerisch nach Marzipan duftend, erwies sich Bittermandelaroma. Allerdings: Versehentlich zu viel davon – und ein ganzer Kuchen wurde ungenießbar, sogar für mich. Da flossen bittere Tränen!

Meistens aber wurde fertig angerührter Teig zum Abbacken zum Bä-

cker gebracht. Als meine Mutter dort eines Tages ihren Kuchen abholte, blaffte der Bäcker sie an: „Lassen Sie sich hier nie wieder blicken!“ Sie hatte, in Ermangelung von anderem Fett, den Teig mit Lebertran angerührt. Die Backstube soll gestunken haben wie verdorbener Fisch.

Einmal bin ich mit meiner Mutter von Harburg nach Hamburg gefahren, zum Schwarzen Markt. An der Talstraße und am Hamburger Berg herrschte lebhaftes Treiben. Menschen in Massen! Jeder murmelte

halblaut im Vorübergehen, was er anzubieten hatte ... Meine Mutter hat dort irgendetwas eingetauscht gegen Kartoffelmarken. Ich sollte an der Ecke auf sie warten, was ich auch tat. Es wurde schon dunkel, als sie angerannt kam. „Komm schnell mit!“, rief sie mir aufgeregt zu. „Der hat mir versehentlich die doppelte Menge an Marken gegeben!“ Wie schön! Damit haben wir die Kartoffeln für den Schneider „Knipp“ erworben.

Claus Günther

Folgen für Nachkriegskinder (1954 bis heute)

Ich bin Jahrgang 1954. Ein Nachkriegskind. Ich gehöre zu der Generation 60+. Was bewegt uns, wenn wir von den Entbehrungen der Älteren und Hochbetagten hören? Können und müssen auch wir Jüngeren von Entbehrungen erzählen?

Wir kennen Hunger nur als kurze Empfindung, nicht als nagendes Lebensgefühl. Wir kennen die Kälte aus kalten Wintern, aber nicht die Eisigkeit ausgekühlter Wohnungen, in denen es sich schon bei minus 5 Grad warm anfühlte. Es gab Medikamente für unsere Krankheiten und es gab Sternstunden, in denen die Eltern im Leben ankamen, bei uns waren, mit uns fühlten. Aber das Leben vor uns war von so einer emotionalen Wucht und das Gewesene so mächtig, dass es sich leise und stumm einschlich oder schmetternd auf uns niederging.

Hinter der Geschäftigkeit des Alltags gab es eine Aura dunkler Begriffe, unterdrückter Tränen, nicht genannter Namen. Unsere Väter kamen

aus Krieg und Gefangenschaft. Beschädigt an Körper und Seele versuchten sie, zu vergessen, was nicht zu vergessen ist. Welche Bilder verfolgten sie in der Nacht? Plötzliche cholerische Wutausbrüche über Schulnoten oder den falschen Nachtschicht, Arbeit, Verein, Besuche am Wochenende: „Papi ist im Hobbykeller, stör ihn nicht!“ Nähe wurde vermieden, tröstende Worte nie gelernt.

Unsere Mütter. Mit Kittelschürze, putzend, waschend, kochend, nähend. Schularbeiten, Musikunterricht, Abendbrot, ab ins Bett. Eine Aura des immer Beschäftigtseins umwehte diese tapferen Frauen, die alles im Griff haben mussten. Wo blieben sie, wo blieben wir?

Ein sonniger Julitag 1962. Die Mutter sitzt nicht am Frühstückstisch, sondern im Luftschutzkeller. Gerade erlebt sie wieder hautnah den Hamburger Feuersturm. Brennende Straßen, rennende Menschen, sie dabei. Körperlich anwesend, seelisch uner-

reichbar für mich. Manchmal nur für kurze Momente, dann wieder über Stunden oder Tage.

Wie viele emotionale Zwischenräume blieben zurück? Einsame Kinder, die ahnten, dass da ein ewiger Schwelbrand unter dem Dach des modernen Familienlebens loderte, der sich jederzeit zu einem lodernen Feuer ausbreiten konnte ohne äußerlich ersichtlichen Grund. Alpträume von brennenden Fahrstühlen. Woher kommen einer Sechsjährigen diese Bilder? Quatsch, blühende Fantasie oder eine intuitive Wahrnehmung erlebter Schrecken der Eltern? Traumata eines ganzen Jahrhunderts, von Generation zu Generation weitergereicht. Hundert Jahre Angst und Schrecken, Tod und Trauer und am Ende eine verstörende Fremdheit zwischen Eltern und Kindern.

Am Ende des Ersten Weltkriegs machte ein Mensch eine Beobachtung. Er sah eine Melancholie in den Augen der Kinder, so als ob sie das Inferno des Kommenden schon in ihren Seelen ahnten. Heute müssen wir mit dem leben, was unsere Eltern, Nachbarn, Lehrer, Ärzte getan oder nicht getan haben. Opfer, Täter, beides in einem Menschen. Wir brauchen eine gehörige Portion Mut, um das alles anzuschauen und auszuhalten.

Wir mussten Lehrer ertragen, die uns ertüchtigen wollten und wehe, ich kam mit meiner geschädigten Wirbelsäule nicht das Seil hoch! Jämmerlich, unspornlich, nicht zu gebrauchen! Ich stand mit glühenden Ohren vor der ganzen Klasse.

Wir mussten uns von Kinderärzten untersuchen und beurteilen lassen,

die noch einige Jahre vorher behinderte Kinder mit Luminal aus dem Leben spritzten. Euthanasietäter, die sich nicht selbst die Hände schmutzig machten, sondern anordneten. Was, wenn ich nicht kräftig und gesund daherkam? Es ging um meine Existenz, meine Daseinsberechtigung. Angst bis heute vor jedem Arztbesuch.

Viele meiner Generation, auch ich, führten harte, verurteilende Diskussionen mit den Eltern und deren Freunden. Das war wichtig, weil wir zunächst diese klare Abgrenzung für uns brauchten und die Eltern im besten Fall zuhörten.

Später und durch den Abstand der Jahre konnten wir differenziertere Fragen stellen. Empathie kam erst viele Jahre später dazu, fast zu spät. Ich lernte sie durch die Demenz der Mutter und die Herzensoffenheit meiner Freundin. Denn auch ich hatte kaum anderes gelernt, als mich zu schützen und abzuwehren und meine eigenen Überlebensstrategien zu entwickeln.

Fragen bleiben. Was hätten wir getan und nicht getan? Was tun wir im Angesicht eigener Verletzungen und Entbehungen? Behutsam mit sich selbst und dem anderen umgehen, der uns vielleicht in einer stillen Stunde Dinge anvertraut, die uns so erschüttern, dass wir sprachlos werden, um danach eine neue Stimme zu finden.

Bach hören, wahrhaftige Gespräche führen, Natur und Tiere schützen und unseren Kindern unsere Geschichten erzählen, bevor es ein erneutes Mal zu spät ist.

Astrid Wörn

*Es geht aufwärts**(1950 und davor)*

Nun war ich also im Januar 1950, nach fünfjähriger Kriegsgefangenschaft in Russland, wieder zu Hause in Hamburg. Zwar war ich noch lange krank, konnte aber dann im April meine Arbeit bei der Post wieder aufnehmen.

Hier hatte es eine Währungsreform gegeben, erklärte man mir, und jeder Mensch bekam DM 40,- von diesem neuen Geld. Auch wir Entlassenen im Lager Friedland bekamen jeder diesen Betrag. Der Schauspieler Gert Fröbe hatte den Begriff vom „Otto Normalverbraucher“ geprägt. Der sollte nun versuchen, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Die Voraussetzungen waren ja auch ganz gut. Die Trümmer in den Städten mussten beseitigt werden. Der Wiederaufbau begann und die Menschen hatten Arbeit genug. Vollbeschäftigung hieß es. Über Nacht konnte man Waren in den Schaufenstern sehen, von denen man in der Kriegs- und Nachkriegszeit nur hatte träumen können.

Vorher, so erfuhr ich, gab es die sogenannte Zigarettenwährung. Für Glimmstängel, einzeln oder in Packungen, konnte man fast alles erstehen, hieß es, besonders, wenn es sich um Amizigaretten wie Lucky Strike oder Camel handelte. Und dann der Schwarzmarkt. Es wurden illegal Waren getauscht und man suchte zusammen, was man entbehren konnte, um Mangelware zu ergattern. Wie viele andere Leute auch, fuhr meine Mutter in überfüllten Zügen auf das Land und tauschte gegen Bettwäsche und einige Krawatten fünf Pfund,

oder etwas mehr, Kartoffeln ein. Bei der Rückkehr musste man höllisch aufpassen, denn, wie auch beim Schwarzhandel, erschienen plötzlich Polizisten und nahmen den Menschen das Handelsgut oft wieder weg. Ich fragte mich, ob so etwas richtig war.

Beim Schwarzhandel kam es auch zu vielen Betrügereien. Ein Bekannter von uns wollte eine Weihnachtsgans kaufen, gab Zigaretten und ein Oberhemd dafür. Der Andere hatte ein großes Paket, holte den Gänsehals heraus, um zu zeigen, was darin war, stopfte ihn wieder hinein und der Handel war perfekt. Zu Hause stellte der Freund fest, dass im Paket nur ein Paar zerlumpte Schuhe, viel Papier und der Gänsehals enthalten waren.

Auch mein Stiefvater wurde einmal betrogen. Er wollte zehn Feuersteine für sein Feuerzeug kaufen und bot fünf Zigaretten und drei Glühbirnen dafür an. Zu Hause stellte er dann fest, dass es sich bei den „Feuersteinen“ um kleingesägte Fahrradspeichen handelte. Damit konnte er kein Feuer entzünden. Aber das war nun alles vorbei und bis auf einige Bezugskarten gab es auch keine Lebensmittelkarten mehr. Man konnte also wieder hoffen.

Günther Lucks

Majonäse ist Luxus

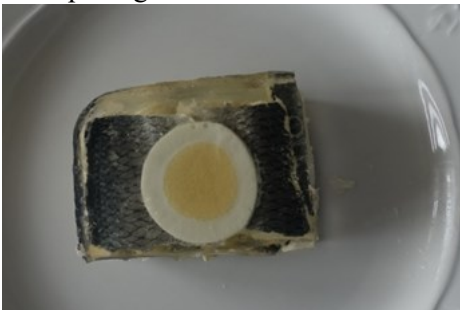
(1950er Jahre)

Ich bin Jahrgang 1946 und wohnte, bis 1967, mit Eltern und Opa in einer ca. 51m² großen 2-Zimmer-Wohnung in Barmbek-Süd. Auch meine Mutter musste rechnen, um mit dem nicht üppigen Haushaltsgeld auszukommen.

Zu der Zeit war mein Vater Straßenbahnfahrer bei der HHA. Das bedeutete Schichtdienst, auch am Wochenende. Opa musste sonnabends einen halben Tag arbeiten (bis 1957 galt die 45-Stundenwoche) und bekam kein Mittagessen in der Kantine. Er kam regelmäßig gegen halb 2 nach Hause. Und ich? 3 Stunden hatten wir am Sonnabend Unterricht. Ich kam gegen 11 Uhr. Diese Schulregelung bestand in Hamburg bis 1969 oder 1970.

Meine Mutter musste sich für diesen Tag einiges einfallen lassen. So gab es Gerichte wie Kartoffelmus oder Bratkartoffeln mit Hering in Gelee (Fotos: Harald Schmidt).

Es gab zwei Sorten – Standard und höherpreisig mit einer Scheibe Ei mit



goldgelbem Dotter unter dem Gelee auf dem Fisch. Sah sehr attraktiv aus. Ob die eine Scheibe Ei den höheren Preis rechtfertigt, bezweifle ich heu-

te. Der Appetit auf diesen „Luxus“ bestand jedoch.

Wenn mir dieser Wunsch ab und zu einmal erfüllt wurde, genoss ich den Leckerbissen.

Meine Vorliebe für Majonäse führte zu einem weiteren „Luxus“.



Wenn wir zu meiner Tante nach Blankenese fahren, gab es zum Abendessen für mich ganz allein immer eine Tube „guter Majonäse“. Brot mit Butter bestreichen und dann die Majonäse in engen Kurven darauf verteilt – das war „Luxus“ pur.

Harald Schmidt

Zeitzeugen im Dialog

Gesamtschule Sittensen, 1. November 2019

Am 01.11.2019 um 11 Uhr waren wir Zeitzeugen Claus Günther, Dr. Rolf Schulz-Süchting und ich in der Nordheide. Die Schule hat 1155 Schülerinnen und Schüler und 102 Lehrerinnen und Lehrer.

Aus acht 9. und 10. Klassen hatten sich etwa 212 Schülerinnen und Schüler in der Aula versammelt, zusätzlich Schulleiter und acht Lehrern. Aus jeder Klasse wurden uns zwei Fragen über die Zeit zwischen 1933 und 1948 gestellt. Zwei Moderatoren steuerten den Ablauf, die Fragen selbst stellten Schülerinnen und Schüler der jeweiligen Klasse.

Rolf Schulz-Süchting war bei seinem ersten Schulbesuch zunächst begleitender Zuhörer, doch er beteiligte sich erfreulich oft an den Antworten. Claus Günther konnte mit seinen Informationen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs und der Nachkriegszeit die gestellten Fragen gut beantworten. Etwas zeitversetzt aufgrund meiner späteren Geburt konnte auch ich persönliche Beiträge leisten. Unterstützen konnten wir dies durch Dokumente und – sehr bestaunt – einen echten Bombensplitter aus dem Zweiten Weltkrieg.

So, wie die Reaktionen der Schülerinnen und Schüler waren, lässt sich aus unsere Sicht feststellen: Es war ein gelungener Auftritt. Auch von Lehrern bekamen wir positive Rückmeldungen. Herr Schmidt, der für die

Organisation Verantwortliche, war sehr beeindruckt und sagte mir: „Die Hamburger Zeitzeugen müssen im kommenden Jahr wiederkommen!“ Dem haben wir gern zugestimmt. Es wurde uns zugesichert: „Sie erhalten von den Schülerinnen und Schülern Feedback!“ Wir sind gespannt.

Manfred Hüllen



Manfred Hüllen in Sittensen

„Hallo Herr Hüllen und alle anderen Hamburger Zeitzeugen, danke für die lieben Worte. Auch ich und alle anderen KollegInnen sowie die SchülerInnen fanden die Veranstaltung sehr bereichernd und wir laden Sie gerne wieder ein.

Folgend das gewünschte Feedback (was die Schulorganisation, Räumlichkeiten ... anging, habe ich rausgelassen):

Pro:

- dass die ZZ etwas mitgebracht haben
- dass alle Fragen beantwortet wurden
- Gefühlswelt wurde gut vermittelt
- Offenheit, Emotionalität
- verständlich erklärt
- Gegenwartsbezüge, Wertevermittlung
- direkte/ehrliche Ausdrucksweise
- laut und deutlich verständlich
- haben es verstanden auch etwas Spaß einzubringen
- persönliche Erlebnisse wurden beschrieben
- spannend
- Länge der Antworten war genau

richtig

- bemüht verständlich zu sein
- man erfuhr etwas Neues
- lockere Stimmung
- unterschiedliches Alter macht unterschiedliche Sichtweisen/Erlebnisse möglich

Contra:

- Manipulation
- zeitweilig monoton
- zu wenig Zeit
- Wiederholungen, Beiträge zur DDR unnötig
- doppelte Fragen

Mit freundlichen Grüßen
René Schmidt

Schule Kielkoppelstraße, 30.10.2019

„Hallo Herr Hensel, die Schülerinnen und Schüler haben ihren großen Dank über Ihr Kommen nochmals nachdrücklich betont und haben Ihren Besuch als sehr bereichernd empfunden. Bemerkenswert fanden sie Ihr gutes Zusammenwirken mit Herrn Lübcke, trotz teils auseinandergehender Meinungen/ Ansichten.“

Wünschenswert fänden sie es, wenn in manchen Geschichten weniger Details erzählt würden, damit insgesamt mehr Themen besprochen werden könnten. Und auch wenn sie selbst hätten nachfragen können, wären ein paar Begriffe nicht klar gewesen. Beispiele konnte mir aber niemand nennen...

Es bleibt ein riesiges Dankeschön. Es fragen immer mehr KollegInnen nach Kontakt und Material. Die Klasse

macht übernächsten Freitag einen Ausflug zur KZ-Gedenkstätte Bergen-Belsen und das Interesse ist groß. Auch daran haben Sie Anteil gehabt. Danke!

Ich hoffe Sie und Ihre KollegInnen noch oft bei uns zu Besuch zu sehen!

Herzlichst

Samuel Katzera“

(Schule Kielkoppelstraße)

Contras:

- Weniger Ausschweifungen, mehr Themen
- Begriffe erklären

Pros:

- Wir sind dankbar, dass Sie da waren
- Gute Zusammenarbeit trotz verschiedener Meinungen

(von Leonie)

„Kindheit unterm Hakenkreuz“ (TV VOX)

TV-Doku, VOX, 31.8.2019.

Schrecken und Entbehrungen, Angst und Hilflosigkeit, Hunger und Kälte, aber auch Freude, Hoffnung und Glück. Millionen von Kindern machen im Zweiten Weltkrieg mehr durch als andere in ihrem ganzen Leben. 80 Jahre nach Kriegsbeginn geht VOX mit neun von ihnen auf eine letzte große Reise – eine Reise in ihre Vergangenheit: Was haben die Kriegskinder von damals erlebt? Und: Wie hat es sie bis heute geprägt?

Die Generation der Enkel steht den Zeitzeugen dabei zur Seite, um Fragen zu stellen – und um zu verstehen, was damals geschah. Die Reise führt VOX dabei quer durch die heutige Bundesrepublik, aber auch nach Tschechien, Polen oder Ungarn. Historisches Archivmaterial zeigt, wie es damals war. Viele der Zeitzeugen haben lange geschwiegen, das Erlebte verdrängt.

VOX will ihre Erinnerungen wachhalten, bevor es zu spät ist. Neun Menschen. Neun Schicksale. Sie alle gehören zu den letzten Zeitzeugen einer Jahrhundertkatastrophe. Jede der Kindheitsgeschichten ist anders. Sie erzählen von Propaganda und Rassenwahn, Luftangriffen und Bombenkellern, Trümmern und Landverschickung, Flucht und Vertreibung, Trennung und Tod. So unterschiedlich ihre Schicksale sind, eines haben sie alle gemeinsam: Der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg haben bei ihnen tiefe Spuren hinterlassen.

Mit dabei: **Claus Günther (Jg. 1931, 88 Jahre) erlebte den Krieg in Hamburg. Sein Vater war Mitglied in der SA. Bis heute fragt sich Claus, wie sehr er an den Verbrechen der Nazis beteiligt war. Claus ist heute Hamburgs ältester Poetry Slammer, verarbeitet die Erlebnisse in seinen Texten.**



Claus Günther im Gespräch mit Hannes Maaf

<https://www.facebook.com/VOX.Fernsehen/videos/dokumentation-kindheit-unterm-hakenkreuz/2322601924441551/?redirect=false>

TV: Der deutsche Michel, „Thema Luxus“

Lisa Schomburg (89), Wilhelm Simonsohn (100) und Claus Günther (88) wurden in einer Villa in Hohenfelde gefilmt. Der NDR hatte angefragt. **Sendung im TV: 26.10.2019, 00.10 Uhr im NDR, Sendereihe**

‘Der deutsche Michel’, Thema „Luxus“ mit Michel Abdollahi.



Lisa Schomburg



Kaffeerunde mit Michel Abdollahi



Claus Günther



Wilhelm Simonsohn



Die Zeitzeugenbörse

Ein Musensohn schreibt lyrische Verse,
 und wer viel Geld hat, geht an die Börse.
 In der Taschengeldbörse ist zu ersehen,
 ob es noch reicht, um einkaufen zu gehen.
 Und mancher denkt dann im Stillen,
 ich sollte die Börse auch wieder mal füllen.
 Da ist nichts mehr drin, bald bin ich blank,
 ich hole für die Börse mal Geld von der Bank.

Bei einer anderen Börse aber, seit einiger Zeit,
 beschäftigt man sich mit der Vergangenheit.
 Zeitzeugen wollen Erfahrungen und ihr Erleben
 aus früherer Zeit an die Jugend gern weitergeben.
 Wollen junge Menschen wissen, was damals geschah,
 die Zeitzeugen sagen es, dazu sind sie ja da!
 Sie klären auf, so lang es noch geht,
 denn sind sie verstorben, dann ist es zu spät.

Günter Lucks

Zeitzeugengruppe Quickborn löst sich auf

Zum 31.12.2019 beendet die Gruppe Quickborn ihre monatlichen Treffen in der Martin-Luther-Kirchengemeinde in Quickbornheide. Der Internetauftritt www.zeitzeugen-quickborn.de bleibt weiterhin bestehen, denn der Kreis der übriggebliebenen Mitglieder, die fast alle über 80 Jahre alt sind, will freundschaftliche Beziehungen beibehalten und sich sporadisch weiter treffen. Das Archiv der Gruppe wird ausgelagert und befindet sich bei der Geschichtswerkstatt Quickborn. Diese vertritt dann auch die Rechte der Autoren.

Die Gruppe bedankt sich für die gute Zusammenarbeit seit dem Start

unter Frau Lemster und nach ihrem Ausscheiden unter der Doppel-Moderation Schukat/Neveling.

zeitzeugen-quickborn.de



Die Zeitzeugenbörse Hamburg stellt sich vor

Wir Zeitzeugen treffen uns seit mehr als 20 Jahren an jedem 1. und 3. Dienstag im Monat in der Brennerstr. 90, im 5. Stock (Seniorenbüro), von 10 bis 12 Uhr.

Wir bereiten themenbezogen und moderiert unsere Erinnerungen auf. Wir besuchen Schulen und sprechen mit Medienvertretern/innen.

Schulen finden inzwischen auch Interesse an Nachkriegsthemen. In diesem Kontext gilt es, eigene Erlebnisse zu schildern und die Demokratie zu stärken, damit extremistisches Gedankengut keine Chance hat. Die NS-Zeit mit Krieg und Diktatur liefern hier mahnende Beispiele.

Dreimal im Jahr erscheint dieses Mitteilungsblatt. Fühlen Sie sich angesprochen? Dann melden Sie sich bitte montags bis donnerstags vormittags unter der Nummer **040 – 30 39 95 07** im Seniorenbüro Hamburg oder kommen Sie einfach zum nächsten Treffen vorbei. Nähere Infos auf unserer Website **www.zeitzeugen-hamburg.de** oder per E-Mail:

zeitzeugen@seniorenbuero-hamburg.de

Wir sind eine offene, konfessionell und überparteilich tätige Gruppe.

Mitgliedsbeiträge werden nicht erhoben.

Mit uns verbunden sind Zeitzeugen in Wedel, Quickborn, Norderstedt und Ahrensburg. In Gründung: Buchholz/ Nordheide. Termine auf der Rückseite. Wir freuen uns auf Sie!

Zeitzeugenbörse Wedel

Erinnern Sie sich an Ihre Schulzeit? Sie sind herzlich eingeladen zuzuhören und zu erzählen beim nächsten Zeitzeugengespräch der Wedeler Gruppe zum Thema „**Die Schulzeit**“. Termin: **Dienstag, 14. Januar 2020**, um 10.00 Uhr im Wedeler Rathaus, Raum Vejen.

Erinnerungswerkstatt Norderstedt

Neue Zeiten und ein neuer Ort! Ansprechpartner ist Hartmut Kennhöfer. Jeden 1. Dienstag im Monat von 9.45-13.00 Uhr, im DRK-Haus Kielortring 51, 22850 Norderstedt. www.ewnor.de
Tel: 040 - 947 98 919 (AB)

Thema nächste Ausgabe

8.Mai 2020: 75 Jahre Frieden in Deutschland. Wir freuen uns auf Ihre Erinnerungen!



Redaktion: Claus Günther, Richard Hensel, Ulrich Kluge, Manfred Hüllen, Sabine Maurer, Christina Pfeifer, Ingeborg Schreib-Wywiorski. Wir danken allen Autorinnen und Autoren, die ihre Beiträge in dieser Ausgabe und für eine Internet-Publikation zur Verfügung gestellt haben. Änderungen behält sich die Redaktion vor.
Erscheinungsdatum: Dezember 2019

Nächste Ausgabe (Zeitzeugen Nr. 70): Redaktionsschluss: 7. April 2020

Termine Zeitzeugenbörse Hamburg

Gruppen Erinnerungsarbeit

Selbst Erlebtes thematisch erinnern, miteinander diskutieren und aufschreiben.
Für Interessierte, Einsteiger und „alte Hasen“. Erinnerungen aus dem Nationalsozialismus, dem geteilten Deutschland; vom Krieg und aus dem Alltag.

Gruppe Hamburg (City)

Leitung: Sabine Maurer
Jeden 1. und 3. Dienstag im Monat,
von **10.00-12.00 Uhr**,
im Seniorenbüro, Brennerstr. 90.
Dez. 2019: Di., 03. + 17. 12.
Jan. 2020: Di., 07. + 21. 01.
Feb. 2020: Di., 04. + 18.02.
März 2020: Di., 03. + 17.03.
Apr. 2020: Di., 07. + 21.04.

Erinnerungswerkstatt Norderstedt

Infos bei: Hartmut Kennhöfer
Jeden 1. Dienstag, **9.45-13.00 Uhr**,
im DRK-Haus Kielortring 51
22850 Norderstedt
Tel. 040 - 947 98 919
Infos: www.ewnor.de

Buchholz/Nordheide

Infos bei: Manfred Hüllen
c/o Seniorenbüro Hamburg e.V.
Kontakt s.u.

Gruppe Ahrensburg

Leitung: Elke Petter.
Termine nach Absprache.
Im Peter-Rantzau-Haus,
Manfred-Samusch-Str. 9.
Tel. 04102- 21 15 15

Gruppe Wedel (siehe S. 23)

Leitung: Almut Goroncy.
Rathaus Wedel,
Raum „Vejen“ im Erdgeschoss.
Tel.: 04103-5217.
www.zeitzeugenboerse-wedel.de

Interkulturelles Erzählcafé

Leitung: Kathrin Fredebohm
Jeden letzten Freitag im Monat,
11.-14.00 Uhr.
Für Dulsberger und für Menschen
mit Migrationshintergrund.
Im Seniorentreff Dulsberg,
Dulsberg-Süd 12.
Tel. 040- 6965 8084

Kontakt

Zeitzeugenbörse Hamburg, p. A. Seniorenbüro Hamburg e.V.,
Öffnungszeiten: Mo.-Do. 9.00-13.00 Uhr
Brennerstr. 90, 20099 Hamburg
zeitzeugen@seniorenbuero-hamburg.de
Tel. 040 – 30 39 95 07
www.zeitzeugen-hamburg.de

Das Projekt Zeitzeugenbörse Hamburg im Seniorenbüro Hamburg wird von der
Behörde für Gesundheit und Verbraucherschutz der Freien und Hansestadt Hamburg
seit über 20 Jahren gefördert.